



# DIE HISTORISCHE PERSPEKTIVE. ODER: WIE DER BERG INS BILD KAM

Nils Büttner

„Wer wird auf des Herrn Berg gehen?“  
Psalm 24, 3

Benjamin Vogel malt Berge. Ausgangs- und Bezugspunkt seiner malerischen Beschäftigung mit der Hochgebirgslandschaft ist eine topographische Karte. Durch perspektivische Konstruktionen übersetzt er die in der Landkarte mittels Höhenlinien und Kolorierung dokumentierten Landschaften mit mathematischer Präzision in gemalte Ansichten, in naturalistisch wirkende Bilder einer Gegend, die es in Wirklichkeit nicht gibt. Denn die vermeintlich so genaue Karte ist frei erfunden und die aus ihr abgeleiteten Landschaftsmotive sind fiktiv. Das daraus resultierende Spiel mit Realität und Fiktion wird von der Erwartungshaltung all jener Betrachter getragen, denen topographische Karten des Hochgebirges, Pistenpläne und Ansichten verschneiter Berggipfel ein selbstverständlicher Bestandteil ihrer visuellen Kultur sind. Doch derartige Landkarten und Bilder der Berge waren über viele Jahrhunderte alles andere als selbstverständlich.

Pieter Bruegel der Ältere zählte seinerzeit zu den ersten, die Bilder von der wilden Bergwelt des Hochgebirges schufen. Noch weit über seinen Tod hinaus wurde er besonders für seine Darstellungen der Alpen bewundert, die er 1554 von seiner beinahe dreijährigen Italienreise ins heimische Antwerpen

mitgebracht hatte. Sein erster Biograph, der Maler und Kunstschriftsteller Karel van Mander schrieb 1604 in seinem „Schilder-Boeck“, dass man von Bruegel behaupte, „er habe, als er in den Alpen war, all die Berge und Felsen verschluckt und sie nach Hause zurückgekehrt, auf Leinwände und Malbretter wieder ausgespieen, so nahe vermochte er in dieser und anderer Beziehung der Natur zu kommen“.<sup>1</sup> Man lobte den Naturalismus seiner Bilder und bewunderte zumal die nach seinem Entwurf entstandenen Druckgraphiken noch lange nach seinem Tod als besonders getreue Ansichten der menschenfeindlichen Bergwelt. Eine verschiedentlich betonte Auffälligkeit von Bruegels Berglandschaften ist, dass die bevorzugten Gegenstände seiner Zeichnungen und der nach ihnen entstandenen Drucke, Alpentäler und -berge, stets in mittlerer Höhe gezeigt sind. Die Gipfel ragen meist unermesslich weit über den Betrachter hinaus, so dass die höchsten Steilhänge nicht selten noch vom Bildrand überschritten werden. Bevor man daraus jedoch – wie schon oft geschehen – Rückschlüsse auf die individuelle künstlerische Wahrnehmung Bruegels oder seine Weltsicht ableitet, sollte man sich vor Augen führen, dass diese Blätter entstanden, als die Alpen noch nicht bezwungen waren. Erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatte man sich an ihre Erforschung herangewagt. Den Anfang machte der Schweizer Gelehrte Konrad Gesner, den ein in seiner Leidenschaftlichkeit damals

<sup>1</sup> Carel van Mander, Das Leben der niederländischen und deutschen Maler, übersetzt von Hanns Floerke, 2 Bde., München u. a. 1906, hier: Bd. 1, S. 255f., Karel van Mander, Schilder-Boeck, Haarlem 1604, fol. 233r.

wohl einzigartiges Verhältnis zu den Bergen auszeichnete. Es lohnt sich, an dieser Stelle Fragmente des berühmten Briefes zu zitieren, den Gesner im Jahre 1541 an den „gelehrten Avienus“ richtete und der im gleichen Jahr als Einleitung zu seinem „*Libellus de lacte et operibus lactariis*“ abgedruckt wurde. „Ich bin entschlossen, mein Freund“, schrieb Gesner darin, „solange mir die göttliche Vorsehung mein Leben erhält, jährlich einige oder doch wenigstens einen Berg zu ersteigen, und zwar in der Jahreszeit, wo die Pflanzenwelt in ihrer vollen Kraft ist, teils um meine Kenntnis zu erweitern, teils um meinen Körper zu stärken und dem Geist die edelste Erholung zu verschaffen. Denn Welch ein herrlicher Genuss, was für eine Wonne ist es, die unermesslichen Bergmassen bewundernd zu betrachten und sein Haupt über die Wolken emporzuheben. Diese erstaunenswürdige Höhe macht auf die Seele den Eindruck der Erhabenheit und reißt sie zur anbetenden Bewunderung des allweisen Schöpfers hin.“<sup>2</sup>

Mit dieser gottesergebenen Begeisterung für die Bergwelt sollte Konrad Gesner noch lange Zeit alleine stehen, doch in der Erforschung der Alpen folgten ihm noch im 16. Jahrhundert andere Eidgenossen, wie Ägidius Tschudi, Johannes Stumpf, Sebastian Münster und Josias Simler.<sup>3</sup> Die wohl beste enzyklopädische Zusammenfassung der Kenntnisse über die Alpen gab dabei der letztere in seinem 1574 erschienenen „*De Alpiibus Commentarius*“. Simler hatte aufgrund seiner Körperbehinderung zwar nie das heimliche Zürich verlassen und sich erst recht nicht in die Berge gewagt, doch sammelte er deshalb mit umso größerem Fleiß alles, was man zu seiner Zeit über die Besiedlung der Alpen, ihre Botanik, Zoologie, Geologie und Mineralogie wusste. Sogar der für eine Bergbesteigung notwendigen Ausrüstung wandte er sich zu und widmete ein ganzes Kapitel den Seilen, Eispickeln, Schneeraketen, Steig-

eisen und dunklen Brillen, den „*vitrea conspicienda*“. Er beschränkte sich jedoch bei seiner Beschreibung der Berge auf die Pässe: Gipfel scheint er überhaupt nicht gekannt zu haben, und selbst den Mont Blanc erwähnte er mit keinem Wort. Simlers Alpenbuch war, wie auch seine übrigen Werke, überwiegend im Geiste des Glaubens an die antike Autorität geschrieben und seine Geschichte der Alpen besteht zu großen Teilen aus der Wiedergabe alter Schriftsteller, deren Äußerungen noch über Jahrhunderte das Bild prägen sollten, das man sich von den Alpen machte.<sup>4</sup>

Livius zufolge vermochte nur eine besonders flammende Rede Hannibals dessen Truppen dazu zu bewegen, die Alpen zu überqueren. All zu groß waren deren Vorbehalte gegen dieses ungeheure Gebirge, denn „das Gerücht machte ihnen, die davon keine Ahnung hatten, diese Dinge noch schrecklicher“.<sup>5</sup> Diese von Livius beschriebene Furcht vor den hohen Bergen plagte aber nicht nur die legendären Truppen des Hannibal. Als der Schweizer Thomas Platter sich zum Beispiel seiner Kindheit erinnerte, gedachte er noch als alter Mann mit Schrecken der Zeit, die er als Geißhirte auf den „hohen und grausamen Bergen“ zugebracht hatte, einer Tätigkeit, die mit Lebensgefahr verbunden war.<sup>6</sup> Da die Berge selbst für die dort lebenden Menschen Gefahren bargen, kann es kaum verwundern, dass gerade einem reisenden Flachländer die-se unwirtliche Region bedrohlich erscheinen musste. Joseph Furtenbach empfahl deshalb 1627 in seinem „*Itinerarium Italiae*“ nicht ohne Grund, „sich einem Botten zu re-comandieren“, sich also einem Führer anzuvertrauen, besonders um in den „betrübtten Zuständen (deren nicht wenige ob den grausamen hohen Schneebergen auff dieser Reis zu gewarten) Hülf und Trost zu geniessen“.<sup>7</sup> Woran Furtenbach dachte, als er von den „betrübtlichen Zuständen“ schrieb, wird deutlich, wenn man die Reisebeschreibung Paul Hent-

2 Willy Ley, Konrad Gesner, München 1929, S. 406.

3 Histoire et Civilisations des Alpes, hrsg. von Paul Guichonnet, 2 Bde., Toulouse u. a. 1980, hier: Bd. 2, S. 186ff.

4 Josef Schmithüsen, Geschichte der geographischen Wissenschaft, Mannheim 1970, S. 106.

5 Liv. urb. cond., XXI, 29

6 Thomas und Felix Platters und Theodor Agrippa d'Aubignés Lebensbeschreibungen, hrsg. von Otto Fischer, München 1911, S. 22f.

7 Joseph Furtenbach, Neues Itinerarium Italiae, Ulm 1627, S. 2.

znern liest, der 1599 die Alpen überquerte. „Bei Thusis einem Städtlein Rhätians“, heißt es dort, „wird der Weg äußerst beschwerlich und gefahrvoll wegen der ungeheuren Felsmassen, der schmalen Pfade und der gebrechlichen Brücken, welche hoch über dem rauschenden Wasser des Rheins hängen. Du überschreitest sie zitternd in beständiger Angst, daß sie unter dir zusammenbrechen. Mancher wird auch von Furcht erschüttert durch das unaussprechliche Brausen des Wassers, das sich zwischen Klippen durch einen Abgrund wälzt. Am anderen Tage erreichten wir den Splügerberg, den wir im tiefen Schnee bei starker Kälte unter unsäglichen Schwierigkeiten erstiegen. Obgleich wir vier Führer bei uns hatten, welche vorausgingen und mit Hacken und Schaufeln den Weg gangbar machten, kamen wir infolge des beständigen Ausgleitens in solche Gefahr, daß wir zur Übersteigung dieses Berges mehr als sechs Stunden verwenden mußten.“<sup>8</sup>

Hentzners lebhafter Bericht vermittelt einen Eindruck davon, welch ungeheure Gefahr die Alpenüberquerung für einen Reisenden des 16. Jahrhunderts bedeutete. Die Alpenwelt erschien zu jener Zeit noch als ein Reich des Grauens, dessen dunkle, kalte Einsamkeit nur von Räubern und Flüchtlingen aufgesucht wurde. Selten, dass vom Hochgebirge einmal anders gesprochen wurde als von einer „abscheulichen Wildnuß“, die man mit Worten wie „grausam“ oder „erschrecklich“ beschrieb.<sup>9</sup> Dieses Erschrecken wird verständlich, wenn man sich vor Augen führt, wie wenig man damals noch über die Alpen wusste. Von den Tagen des Livius bis in die Frühe Neuzeit hinein hatte man nicht viel an Erkenntnis hinzugewonnen, und noch im 19. Jahrhundert konnte man etliche „jungfräuliche“ Alpengipfel besteigen. Bis zum 18. Jahrhundert gab es keine auch nur halbwegs verlässliche Alpenkarte, die Höhe der Berge war unbekannt, und man wusste nicht, was sich unter dem ewigen Eis

der Gletscher verbarg.<sup>10</sup> Zudem muss man sich bewusst machen, dass Wegweiser, die selbst im Flachland selten waren, im Gebirge gänzlich fehlten. Zudem war außer mit Lawinen und wilden Tieren in Lagen über 1500 Metern Höhe auch stets mit plötzlichen Wetterumschwüngen, Kälteeinbrüchen, Nebel, Sturm, Hagel und Schnee zu rechnen.<sup>11</sup> Die Gefahr, vom Wege abzukommen, war deshalb gerade in diesen Gegenden groß. Davon, wie gefährlich das Reisen selbst im Schwarzwald war, legt Sebastian Münsters 1543 abgefasster Bericht an seinen Freund Konrad Pellikan bezeugt Zeugnis ab. Er hatte sich dermaßen verirrt, dass er sogar zweifelte, „innerhalb dreier Tage wieder auf eine menschliche Siedlung zu stoßen“.<sup>12</sup> „Welche Gefahren hab ich überstehen müssen in dem steilen, felsigen und ziemlich hohen Bergland! Wie oft habe ich gerufen, ob nicht vielleicht irgendein Mensch in dem dichten Walde wäre, der mich aus der Verirrung auf irgendeinen Weg zurückführen könnte, aber alles war umsonst. Oft geriet ich in Sümpfe, dann unter verschlungene Bäume, die auf dem Boden lagen, und sobald ich mich aus diesen herausgefunden hatte, geriet ich zwischen viele Felsen, die das Pferd nicht übersteigen konnte. Du lieber Himmel! Wie ich aus tiefstem Herzen begann, das Walten Gottes anzuflehen.“<sup>13</sup> Sebastian Münster wurde gerettet, indem ihm ein Hirte einen ‚viel begangenen Pfad‘ wies, auf dem er wohlbehalten wieder in seiner Heimatstadt Basel anlangte.<sup>14</sup> Angesichts der vielfältigen Gefahren, die jede Bergbesteigung mit sich brachte, kann es kaum verwundern, dass man erst spät begann, das Hochgebirge bildnerisch festzuhalten oder gar zu kartieren. Doch gerade letzterem standen auch noch andere Schwierigkeiten im Wege.

Es mag merkwürdig anmuten, doch hatte man tatsächlich Erdteil- und Erdkarten gezeichnet, lange bevor man begann, kleinere Gebiete zu kartieren oder die Abstände von

<sup>8</sup> Zitiert nach Victor Hantzsch, *Deutsche Reisende des 16. Jahrhunderts*. Leipzig 1895, S. 99.

<sup>9</sup> Franz Strunz, *Die Vergangenheit der Naturforschung*. Jena 1913, S. 192f.

<sup>10</sup> Jacek Wozniakowski, *Die Wildnis. Zur Deutungsgeschichte des Berges in der europäischen Neuzeit*. Frankfurt a.M. 1987, S. 217f.

<sup>11</sup> Norbert Ohler, *Reisen im Mittelalter*. München u. a. 1986, S. 165f.

<sup>12</sup> Briefe Sebastian Münsters. Lateinisch und Deutsch, hrsg. von Karl Heinz Burmeister, Frankfurt a.M. [1964], S. 67.

<sup>13</sup> Ebd., S. 69.

<sup>14</sup> Ebd., S. 67.

Stadt zu Stadt in Plänen und Detailkarten festzuhalten.<sup>15</sup> Erschwerend kam noch hinzu, dass man auch, was die Vermessungstechnik anging, vor unüberwindliche Probleme gestellt war. Für die Erstellung einer Gebietskarte bedurfte es der Entfernungsangaben zwischen einzelnen Orten, die jedoch nur schwer feststellbar waren. Bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts musste man sich mit Erfahrungswerten aus Wegzeiten begnügen, wenngleich man gelegentlich Hilfsmittel zur Streckenfeststellung einsetzte. Die älteste und zugleich am weitesten verbreitete Aufnahmetechnik bestand darin, Distanzen mit Maßstäben oder Bändern auszumessen. Auf den daraus resultierenden Karten wurden dann die Entfernungen in Fuß, Rute, Daumen, Hand angegeben. Sowohl die Verfasser als auch die Benutzer solcher Landkarten waren dabei vor große Probleme gestellt: Zum einen differierten die Maße von Region zu Region und von Stadt zu Stadt, was umständliche Umrechnungen notwendig machte, zum anderen waren die Messmethoden wenig verlässlich, wenn das Gelände nicht absolut eben war. Wälder und Moore waren überhaupt nicht auszumessen, und schon leichte Unebenheiten im Gelände und kleine Hügel gaben Anlass zu ungeheuren Messfehlern. Noch schwieriger gestaltete sich unter diesen Bedingungen die Aufnahme eines größeren Terrains, wie die eines ganzen Landes oder eines Gebirges. Noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts basierten sämtliche Karten größeren Maßstabs auf der Auswertung von Itineraren, also auf der Kenntnis der Wegstrecken zwischen einzelnen Orten. Die Reisezeiten zwischen den größeren Orten, und daraus umgerechnet die Entfernungen, waren durch Reise- und Postverkehr bekannt. Durch Befragung der einheimischen Bevölkerung konnten dann auch die Gehzeiten und damit die Entfernungen zwischen den kleineren Orten gewonnen werden, so dass sich die Lage einzelner Orte durch Konstruk-

tion eines Streckennetzes mittels wiederholten Zirkelschläges bestimmen ließ. Erst in dieses Streckennetz, das zum Gerüst der Karte wurde, trug man die topographischen Besonderheiten der Landschaft wie Flüsse, Berge und Wälder ein. Auch bei dieser Art Karte lag die bedeutendste Fehlerquelle in der mangelnden Berücksichtigung der Geländesituation: Die aus den Marschzeiten errechneten Strecken waren oft durch Wegkrümmungen und Steigungen verfälscht und entsprachen nur in Ausnahmefällen der geradlinigen Ortsverbindung. Allein aus diesen technischen Gründen gibt es nur sehr wenige Regional- und Länderkarten, die vor das erste Viertel des 16. Jahrhunderts zurückdatieren. Es war aber nicht nur die Erfassung schwierig, es hatte sich auch noch kein einheitliches und allgemein verständliches oder verstandenes Zeichensystem etabliert, die gewonnenen Erkenntnisse auch zu kartieren. So blieb die messtechnische und kartographische Erfassung des Höhenreliefs in Landkarten zu meist völlig unberücksichtigt.<sup>16</sup> Durchgehend bediente man sich – egal ob ein kleiner Hügel oder gewaltige Berge dargestellt werden sollten – derselben ansichtigen Projektion einer als „Maulwurfshügelmanier“ bezeichneten Aufrissdarstellung.<sup>17</sup> Eine auch nur leidlich zutreffende Karte einer Gebirgsregion blieb damit unmöglich.

Seit Beginn des 16. Jahrhunderts verfügte man über die technischen Möglichkeiten, die Höhe eines Hügels oder einer Wallanlage auf die Distanz hin zu berechnen.<sup>18</sup> Man hatte jedoch noch kein einheitliches Zeichensystem gefunden, diese Erkenntnisse auch zu „kartieren“ und in planimetrisch projizierten Landkarten zum Ausdruck zu bringen. Erst um die Wende zum 19. Jahrhundert wurde mit den sogenannten „Lehmannschen Böschungsschraffen“ eine systematische Lösung des Problems angeboten, die dann zum Ausgangspunkt einer intensiven Beschäfti-

<sup>15</sup> Vgl. für das Folgende: Nils Büttner, *Die Erfindung der Landschaft*, Göttingen 2000, S. 51–54, mit weiterer Literatur.

<sup>16</sup> Vgl. dazu Arthur H. Robinson und J. E. Romein, *De afstamming van de isopleet*, in: *Kaartbulletin: Uitgave van de kartografische sectie van het Koninklijk Nederlands Aardrijkskundige Genootschap* 1973, S. 5–15.

<sup>17</sup> Vgl. zu diesem Begriff: Ernst Gagel, *Pfanzing der Kartograph der Reichsstadt Nürnberg (1554–1599)*, Hersbruck 1957, S. 16.

<sup>18</sup> Vgl. für das Folgende: Büttner (wie Anm. 15), S. 86–88, mit weiterer Literatur.

gung der Militärs mit der „wahren Geländedarstellung“ wurde.<sup>19</sup> Bis zu dieser Zeit ließ sich das Relief eines Geländes oder der Wälle einer Befestigungsanlage nur durch die leichte Aufsicht, also in der sogenannten „Kavaliersperspektive“, zum Ausdruck bringen. Auch ein anderer heute selbstverständlich anmutender Bestandteil des Inhaltes einer Karte, nämlich deren aussageträchtige Kolorierung, war noch nicht erfunden und es hatte sich noch kein einheitliches System etabliert, auf einer politischen Karte die verschiedenen Länder unterschiedlich einzufärben oder auf einer geographischen oder geologischen Karte durch die verwandten Farben die Beschaffenheit des landschaftlichen Raumes zum Ausdruck zu bringen.<sup>20</sup> Das ist heute zwar selbstverständlich, war im 16. Jahrhundert aber keineswegs Allgemeingut. So bedeutete es eine bemerkenswerte Leistung, wenn sich zum Beispiel der Geograph Jacob van Deventer auf seinen um das Jahr 1550 entstandenen Militärkarten einer einheitlichen Farbgebung bediente und Sumpfbereiche anders färbte als für Truppenbewegungen geeignetes Terrain. Eine derartige Kolorierung, die auf die topographische Situation abgestellt war, blieb in ihrer Zeit die Ausnahme. In der Regel bediente man sich bis ins 17. Jahrhundert hinein der Farben einzig zur Beschreibung der politischen Zustände. Und noch 1680 heißt es, dass Landkarten koloriert würden, „um die unterschiedlichen Länder besser erkennbar zu machen“, vor allem aber, um „für den Betrachter die Karten netter und angenehmer aussehen zu lassen“.<sup>21</sup> So diente die Farbe letztlich der dekorativen Ausstattung.

Um sich in der heimischen Studierstube ein Bild der alpinen Bergwelt zu verschaffen, bedurfte es ehemals neben planimetrisch projizierten Karten auch ansichtiger Darstellungen. Und genau diese Funktion erfüllten auch Pieter Bruegels als besonders getreu

eingeschätzte Abbildungen der Berge und andere gezeichnete und gemalte Gebirgslandschaften, die teils gezielt zu diesem Zweck in Auftrag gegeben wurden. Den Nutzen derartiger Bilder pries auch noch der deutsche Geograph Johann Gottfried Gregorius, der 1713 ein Buch über Landkarten herausgab. Im 14. Kapitel seiner „Curieuse[n] Gedanken von den vornehmsten und accuratesten Alt[en]- und Neuen Landcharten“, das „Von der richtigen Eintheilung aller Sorten der Land-Charten von der gantzen Welt“ handelt, wird ihre Bedeutung erklärt. Die Landkarten ließen sich Gregorius folgend in vier Kategorien einteilen, deren erste die Erd- und Himmelskarten umfasst. Zu einer zweiten Gruppe zählen Karten der vier Erdteile, „Europa, Asia, Africa und America“. Ihnen folgen nach Gregorius die „Spezialkarten“, also solche einzelner Länder wie „Frankreich, Spanien, Italien Teutschland und Schweden“. „Die letzte Abtheilung besteht in Chartis Geographicis Specialissimis“, worunter man zwanglos „alle Zeichnungen von der gantzen Welt, von der grösten biß zur kleinsten referiren kan. [...] hierzu colligieret man Abrisse von Schlachten, Städten, Bergen, Wäldern und Linien“, wie Gregorius schreibt, zu denen auch die Alpenlandschaften Pieter Bruegels passen könnten. „Alle diese Sorten rangiret man nach der Ordnung, die in der Geographie gehalten, und gezeiget wird. Kan man bey jeder Charte das Portrait des Landes-Herrn in Kupffer haben, so wird die Collection um so ansehnlicher. Die Zeichnungen von den raren Gewächsen, Aloën und Blumen, Monstris und Nationen der Länder in den gewöhnlichen Kleidungen illustrieren nicht wenig und dienen zur Aufmunterung des Ingenii und Schärfung des judicii“.<sup>22</sup> Dabei waren gerade sogenannte chorographische Darstellungen, auf denen die kleinsten Details der Topographie ansichtig dargestellt waren, in den Augen von Gregorius weit mehr als schmückendes Beiwerk: „Bey denen Land-Charten können die Zeich-

<sup>19</sup> Heinz Musall, in: Ders., Joachim Neumann, Eugen Reinhard u. a. Landkarten aus vier Jahrhunderten. Karlsruhe 1986, S. 37.

<sup>20</sup> Vgl. für das Folgende: Büttner (wie Anm. 15), S. 67-71, mit weiterer Literatur.

<sup>21</sup> Kunst in de kaart: decoratieve aspecten van de cartografie, Ausstellungskatalog: Rijksprentenkabinet, Utrecht 1989, S. 95.

<sup>22</sup> Johann Gottfried Gregorius. Curieuse Gedancken von den vornehmsten und accuratesten Alt- und Neuen Landcharten .... Frankfurt u. a. 1713, fol. 4r.

nungen von Bergen, Städten, Schlössern, Seen, Linien, Pallästen und dergleichen, von welchen bereits im vorigen Capitel gemeldet, mit ungemeynen Vergnügen gebraucht werden. Und diese werden auch bei einem Geographo gesucht, weil sie Stücke aus denen Land-Charten sind und selbige illustrieren.“<sup>23</sup> Chorographische Bilder der Berge waren genau wie die ansichtig gezeigten Details auf Karten eine gesuchte Ergänzung des Karteninhalts, und als Marginalien auf Landkarten angebrachte Kostüm- und Pflanzenstudien galten als ein im wissenschaftlichen Aussagewert bedeutsamer Zusatz.

Das geringe Wissen über die menschenfeindliche Welt der Alpen mag seinen Teil dazu beigetragen haben, die Faszination für diese Region zu nähren. Zudem mögen die immer wieder beschriebenen Gefahren, mit denen ihre Überquerung verbunden war, das Interesse an bildlichen Darstellungen gesteigert haben. Denn dem, der tatsächlich einmal nach Italien gereist war, konnten solche Bilder die Erinnerung lebendig halten. Und denen, die die Berge niemals mit eigenen Augen gesehen hatten, mochten sie als lebendige Anschauung dienen, konnte man doch „durch das Anschauen dieser Abbildungen und das Lesen der Erläuterungen, das gleiche erfahren und erlernen, was andere Leute mit fernem und mühseligem Reisen kaum haben erlangen können.“<sup>24</sup> Diese Sätze schrieb der Verleger Georg Braun in der Einleitung des dritten Bandes seiner „Civitates orbis terrarum“, um die Funktion seiner Städtebilder zu illustrieren, die im modernen Verständnis alles andere als genaue Abbildungen der sichtbaren Welt sind. Das gilt auch für die Bergbilder Bruegels und seiner Zeitgenossen und für die nach seinem Entwurf gefertigten Stiche. Sie zeigen nicht nur, was er tatsächlich gesehen hatte, sondern vielmehr auch, was er wusste oder für mitteilenswert hielt. So ließ Bruegel alle Dinge weg, die er als Beeinträchtigung

der visuellen Wahrnehmung empfand und fügte andererseits Ansichten hinzu, die in der Natur nicht gegeben waren. Ein Vergleich mit dem Bild, das die geographische Landeskunde von der Alpenregion zeichnet, zeigt zwar, dass die wesentlichen Züge der Geomorphologie, Tektonik, der Vegetation, auch der Siedlungsstruktur und der Hydrographie in Bruegels Stiche eingegangen sind. Es war aber augenscheinlich nicht sein Ziel, die individuelle Physiognomie einzelner Partien der Alpen zu schildern, sondern vielmehr, durch eine beinahe enzyklopädisch anmutende Addierung all dieser Züge auf dem engen Raum eines jeden Stiches den Typus der alpinen Landschaft zu charakterisieren. Dem modernen Betrachter mag es als Nachteil erscheinen, dass zu Gunsten des Typischen auf eine absolute topographische Treue verzichtet ist. Bruegels Zeitgenossen sahen das allem Anschein nach anders, denn diese Form der Darstellung entsprach der zeitgenössischen akademischen Praxis und auch Simlers Buch über die Alpen folgte genau diesem Prinzip.<sup>25</sup> Es wird demnach dem Realitätsgehalt frühneuzeitlicher Darstellungen der den Menschen umgebenden Natur nicht gerecht, sie am dokumentarischen Wert von Photographien zu messen. Die Rekonstruktion des historischen Bezugsrahmens erweist vielmehr, dass weniger die frühneuzeitlichen Bilder unrealistisch sind, als vielmehr die Vorstellung, dass man seinerzeit dieselben Anforderungen an genaue Abbildungen und wissenschaftliche Illustrationen stellte, wie heutzutage. Im Sinne ihrer Zeit waren es höchst getreue Abbildungen, wozu gerade die Dominanz des Typischen über das Individuelle einen gewichtigen Beitrag leistete. Die Zeitgenossen schätzten Bruegels so lebendig wie wahrhaftig wirkenden Bilder der Berge gleichermaßen als realistische Abbilder und in malerischer Perfektion dargebotene Kunststücke.

<sup>23</sup> Ebd., S. 285.

<sup>24</sup> Zitiert nach Büttner (wie Anm. 15), S. 18f.

<sup>25</sup> Vgl. dazu Büttner (wie Anm. 15), S. 177-181.

Wie schwer die den Bildern Bruegels zugrunde liegenden Konzepte der Bildproduktion und des Bildverstehens für moderne Betrachter nachvollziehbar blieben, erweist sich in der Vielzahl durchweg vergeblich gebliebener Versuche, die Motive von Bruegels Bergdarstellungen in der Realität aufzufinden.<sup>26</sup> Auf den modernen Betrachter wirken die vermeintlich so naturgetreuen Abbilder der von Bruegel ins Bild gesetzten Gebirge irritierend. Sollte das wirklich alles erfunden sein? Etwas, das mit so großer mimetischer Treue gezeigt ist, wie die Berge in den Zeichnungen und Kupferstichen Pieter Bruegels, muss sich nach moderner Vorstellung auch als identifizierbarer Ort im Hier und Jetzt auffinden lassen. Es ist genau diese durch neuzeitliche Wahrnehmungsmuster geprägte Erwartungshaltung, die auch in den Landkarten und Bildern Benjamin Vogels ad absurdum geführt wird. Dabei wirkt zumal das Bild der Karte gerade deshalb so suggestiv, weil sie als visuell etablierte Form der wissenschaftlichen Erdbeschreibung als ungebrochener Reflex der Realität verstanden wird. Eine Karte erscheint stets als Ergebnis von Messungen und was als vermessbarer Ort vorgeführt wird, muss auch real sein. Mit genau diesem Phänomen hat auch schon der Dichter Franz Kafka gespielt, indem er den Protagonisten eines Romans als Landvermesser in jenes namenloses Dorf kommen lässt, in dessen Wirtshaus die Geschichte um das Schloss ihren Anfang nimmt. Das Schloss und die Region, bei deren Vermessung K. durch zwei ungeschickte Helfer unterstützt wird, bleiben anonym. Das verstörende auch dieser Ortlosigkeit wirkt dabei so stark, dass es nicht an Versuchen fehlt, Dorf und Schloss zu identifizieren.<sup>27</sup> Sollte es Kafkas Schloss wirklich geben? Gibt es vielleicht sogar jene Berge, die Benjamin Vogel so genau kartiert?

<sup>26</sup> Hans Mielke, Pieter Bruegel: die Zeichnungen. Turnhout 1996.

<sup>27</sup> Klaus Wagenbach, Wo liegt Kafkas Schloss? In: Kafka Symposium, hrsg. von Jürgen Born, Berlin 1965, S. 161-180, bes. S. 170f.